

„Bitte nicht Clan sagen, mein Vater hat einfach zweiundzwanzig Geschwister“

Eine Begegnung mit dem Schauspieler Hassan Akkouch – und ein Gespräch über das Leben im Spannungsfeld von deutscher und arabischer Kultur

INTERVIEW: CHRISTIAN SEIDL



„Man kann also nicht sagen, dass man in einer arabischen Großfamilie nur Gangster werden kann.“

STEPHAN PRAMME

Hassan Akkouch entgeht man derzeit kaum. Eben erst war er in Sönke Wortmanns Komödie „Contra“ zu sehen, nun kommt er schon wieder mit einem neuen Film ins Kino: „JGA: Jasmin. Gina. Anna“ heißt er, eine hintergründige bis hundsgemeine Komödie um einen Jungesellenabschied, der völlig aus dem Ruder läuft. Wir sind in einer Bar in Kreuzberg verabredet, auf halbem Wege zwischen der Redaktion der Berliner Zeitung und Hassans Heimatkiez in Neukölln. Er sieht jünger aus als das Bild, das man von ihm hat, was wohl daran liegt, dass er für den nächsten Film, den er schon wieder dreht, seinen Bart abrasiert hat: In dem Drama „15 Jahre“ von Chris Kraus, der Fortsetzung des Erfolges „Vier Minuten“ von 2006, spielt er neben Hannah Herzprung die männliche Hauptrolle.

Herr Akkouch, gibt es eigentlich viel Schlimmeres als Jungesellenabschiede?

Es ist wirklich schlimm, muss man ehrlich sagen.

Ein extrem weißärschiges Ritual, oder täusche ich mich?

Also im arabischen Kulturkreis kenne ich das nicht, dass sich da die Männer treffen oder erst recht die Frauen, und dann wird noch mal die Sau rausgelassen, bevor der vermeintliche Ernst des Lebens beginnt ...

... als verabschiede man sich in ein Leben der Freudlosigkeit und des Verzichts. Das ist ja auch wahnsinnig respektlos dem Partner gegenüber.

Und wenn es beide machen, fragt man sich sowieso, warum sie überhaupt heiraten.

In „JGA“ scheinen Sie, beziehungsweise der Junge, den sie spielen, der Einzige zu sein, der noch alle beieinander hat. Ähnlich wie schon in „Contra“ sind Sie so eine Art teilnehmender Beobachter, der sich den Wahnsinn um sich herum mehr oder weniger interessiert anschaut und sich seinen Teil denkt.

Empfinden Sie das so? Ich meine, ich habe die erste und die letzte Szene. Das ist natürlich eine Herausforderung, denn mit dir beginnt das Ganze, und mit dir endet es auch, und das sollte dann schon irgendwie gelungen sein.

Beide Male begegnen Sie zufällig der von Luise Heyer gespielten Hauptfigur: an einer Bushaltestelle, unmittelbar bevor sie zu dem mehrtägigen Jungesellenabschied aufbricht, den sie für eine Freundin organisiert und der natürlich komplett aus dem Ruder läuft, und dann noch mal, als sie von deren Hochzeit nach Hause läuft.

Mit Luisa zu spielen hat Spaß gemacht. Wir haben ein bisschen was ausprobiert, und obwohl es überhaupt keine Information zu ihr gibt, habe ich mir zu meiner Figur einen Hintergrund überlegt, also: Wo kommt der Typ her und was möchte der und warum? Die Frage ist auch: Ist er überhaupt da oder hat sie eine Psychose oder so was? Das ist jetzt meine Interpretation. Der Regisseur hat es mir nie beantwortet.

Wonach suchen Sie Ihre Rollen aus?

Es gibt Rollen, mit denen geht eine gewisse Verantwortung einher, wenn Sie wissen, was ich meine. Also Rollen mit einem bestimmten sozialen Hintergrund. Und dann ist da immer die Frage: Wenn ich das nicht spiele, wird man jemanden finden, der diese Verantwortung ebenfalls sieht?

Ich kriege ja oft Rollen angeboten, die ein bestimmtes Schema verfolgen oder ein Klischee. Ich habe kein Problem mit Klischees. Klischees sind da, die gibt es bei uns in der Gesellschaft. Die Frage ist nur: Wer erzählt aus welcher Perspektive und warum?

Derzeit scheinen Sie bevorzugt Komödien zu drehen.

Ich liebe Komödien. Alireza Golafshan, den Regisseur von „JGA“, kannte ich aus meiner Studienzeit in München, er war dort auf der HFF und hat einen Kurzfilm mit dem Titel „Behinderte Ausländer“ gedreht, in dem ich mitspielen durfte; provokanter Titel, ich weiß – da bin ich übrigens auch schon an einer Bushaltestelle. Und jetzt macht er diesen Film, da ist wieder eine Bushaltestelle, und er denkt sich, gehe ich mal den Hassan an. Ich schaue mir die Rolle an und denke, das ist nicht viel. Aber das bedeutet auch: viel Platz für eigene Interpretation.

Haben Sie ein Vorbild, was die Rollenwahl angeht, das Profil?

International ganz bestimmt Christian Bale. So immer wieder die Herausforderung zu suchen, jede Rolle als Projekt zu begreifen – das ist schon ein Ansatz, der mir sehr taugt. Ich mag aber auch Tahar Rahim, das ist ein französischer Schauspieler mit algerischer Herkunft, der hat in der Serie „Die Schlange“ gespielt und in dem Film „Ein Prophet“, der in Cannes gewonnen hat. Der ist auch extrem wandelbar geworden, nachdem man ihm die Chance gegeben hat, auch mal andere Sachen zu spielen als nur die Kriminellen.

Sie meinen, er hat sich als Schauspieler bewiesen?

Genau, und das ist natürlich auch mein Traum, mich als Schauspieler zu beweisen, als Schauspieler gesehen zu werden und nicht nur als jemand, der aus einem bestimmten Milieu kommt oder irgendwas.

Sie kommen aus einer arabischen Großfamilie, und das betonen Sie auch gerne.

Ja, aber nicht, wie man es im deutschen Sinne kennt. Und bitte nicht Clan sagen, denn das ist immer so negativ konnotiert. Mein Vater hat einfach zweiundzwanzig Geschwister, und das ist selbst für den Libanon sehr viel.

Die Serie „4 Blocks“, mit der Sie bekannt geworden sind, suggeriert, dass es nicht so leicht ist, sich von seinem Schicksal zu emanzipieren, wenn man in Deutschland in so eine Familie hineingeboren wird. Der Junge, den Sie spielen, will ja eigentlich Musiker werden, aber am Ende beerbt er den Paten Toni Hamady.

Hätte er sich von seiner Familie trennen können, auch wenn er Musiker geworden wäre? Das ist doch auch die Frage. Ich glaube nicht. Auch wenn er Rapper geworden wäre, seine Familie wäre dagewesen und hätte die Hand aufgehoben.

Sie sind Schauspieler geworden.

Die Frage ist: Womit bist du seit deiner Kindheit konfrontiert? Was kennst du? Was für Geschäfte machen deine Leute? In meiner Familie gibt es alles: Da gibt es Leute, die haben italienische Restaurants, da gibt es Leute im Autohandel, es gibt aber auch Leute, die leben in den palästinensischen Camps im Libanon. Eine meiner Cousinen



Der Berliner Tänzer und Schauspieler Hassan Akkouch STEPHAN PRAMME

macht ihren Doktor in Physik in Hamburg. Man kann also nicht sagen, dass man in einer arabischen Großfamilie nur Gangster werden kann.

Darf ich fragen, was Ihre Eltern beruflich gemacht haben?

Mein Vater hat Kfz-Mechatroniker gelernt und im Libanon schon sehr früh angefangen zu arbeiten. In Deutschland hat er dann noch in einem italienischen Restaurant Koch gelernt, war aber auch Autohändler. Und meine Mutter hat nach der siebten Klasse die Schule verlassen, geheiratet und mit 15 ihr erstes Kind bekommen, ist dann mit 18 nach Deutschland gegangen und hat dort irgendwann ihren Hauptschulabschluss nachgeholt. Ich komme aus einem Haushalt, wo es keine Bücher gab. Mein Vater war Analphabet, und Deutsch kann er immer noch nicht lesen, Arabisch mittlerweile schon, schreiben glaube ich nicht.

Wer hat Ihr Interesse für Theater, für Literatur geweckt?

Ich habe getanzt. Breakdance, auf der Sonnenallee. Ich habe dann aber auch Contemporary gemacht, war im Variété, im Zirkus. Ich habe alles, was das Tanzen angeht, aufgesogen. Und in der Substanz geht es ja beim Tanzen ums Geschichtenerzählen. Und so habe ich dann auch Bücher für mich entdeckt, „Drachenläufer“ von Khaled Hosseini, „Der weiße Tiger“ von Aravid Adiga, so ging das los.

Wie gingen Ihre Eltern damit um?

Na, es gab mal einen Dokumentarfilm über meine Familie, „Neukölln Unlimited“ hieß der, der lief 2010 auf der Berlinale und hat dort auch einen Preis gewonnen. Meine Mutter meinte dann: Studiere doch Schauspiel! Dann habe ich das gegoogelt und habe gesehen, das geht wirklich. Und dann habe ich das gemacht. Mein Vater war da erst mal nicht so begeistert. Aber dann kamen die ersten Rollen, mein Vater hatte damals noch ein Shisha-Café in Neukölln, und die ganzen Bekannten und Verwandten saßen da, und neben dem Kartenspielen haben sie mich im Fernsehen gesehen, das fand er dann schon gut.

Gab es nicht den Druck, möglichst bald Geld zu verdienen?

Diesen Druck gab es, ja, ohne dass jemand das ausgesprochen hat. Und ich habe ja auch Geld verdient, schon mit dem Tanzen, und meine Familie unterstützt, so gut es ging.

Haben Sie je irgendwie auch so was gespürt wie ein Spannungsfeld zwischen der deutschen und der arabischen Kultur?

Also, mein größtes Problem war das arabische Männerbild. Entweder bist du sehr stark oder du bist sehr reich. Schwächen hast du nicht. Konflikte übers Reden lösen, übers Nachdenken, das wird einem eher nicht vermittelt.

Und das Frauenbild?

Wie gesagt, ich habe eine Cousine in Hamburg. Sie hat Physik studiert im Libanon, und jetzt macht sie ihren Doktor in Deutschland. Sie ist ganz alleine hergekommen, und sie trägt übrigens ein Kopftuch. Also eine kopftuchtragende Libanesin, die eigenständig und selbstbestimmt in Hamburg lebt und dort promoviert.

Das entspricht nicht gerade unserem Bild von der unterdrückten arabischen Frau. Nein.

Kann es sein, dass Frauen mit der Integration weniger Schwierigkeiten haben als Männer?

Ich kann das so pauschal nicht beantworten, aber ich kann sagen, dass Frauen hier oft und mehr auf einer intellektuellen Ebene gefordert werden. Meine Mutter ist, wie gesagt, mit 18 nach Berlin gekommen und musste sich mit den ganzen Behörden befassen, dem Papierkram. Mein Vater war arbeiten.

Haben Ihre Eltern ein sentimentales Verhältnis zu ihrer alten Heimat, oder haben sie damit abgeschlossen?

Da muss man eher mehr über meinen Vater sprechen, denn der ist hergekommen, um zu arbeiten, und er ist geblieben, um zu leben. Und er hat seine Art und Weise zu leben schon Stück für Stück ein bisschen weggegeben, aufgegeben. Ich glaube, meine Eltern wollten immer einfach nur ein glückliches und zufriedenes Leben führen können. Und sie haben es noch immer nicht geschafft, weil sie einfach Libanesen sind und nach wie vor nur einen befristeten Aufenthaltsstatus haben.

Inwieweit hat Sie dieser Umstand geprägt?

Ich musste immer erfüllen, das hat man mir so eingetrichtert. Die erste Hälfte meines Lebens bestand darin, in Ämtern zu warten. Das ist so. Ich musste warten, ich musste abliefern. Auch nachdem ich Abitur gemacht hatte, durfte ich nicht selber entscheiden, ob ich jetzt studieren möchte oder eine Ausbildung machen, oder ob ich lieber erst mal verreisen möchte. Ich wollte gerne reisen, ein Jahr Work and Travel in Australien oder so. Ich konnte aber nicht, denn ich hatte nur einen befristeten Aufenthaltsstatus, und wenn du nicht permanent lieferst, wird der nicht verlängert, und du wirst abgeschoben.

Seit ein paar Jahren sind Sie deutscher Staatsbürger.

Seit 2017, immerhin. Dabei habe ich schon mit 16 angefangen, Steuern zu zahlen. Ich habe Abitur gemacht, ich habe studiert, ich habe gearbeitet, ich habe schon so viele Rentenbeiträge gezahlt in meinem Leben, ich bin schon in Rente.

Wo ist Ihr Zuhause?

Ich glaube, es ist schon lange kein Ort mehr. Mittlerweile glaube ich, mein Zuhause ist ein Moment, den ich aber immer wieder verliere.

Zum Beispiel?

Wenn ich irgendwas geschafft habe, wenn ich glücklich bin über etwas, wenn ich mit meinem Sohn spiele und alles drum herum vergesse, die Arbeit, die Sorgen, und irgendwie mich nur auf ihn fokussieren kann – dieser Moment ist ein Zuhause. Er ist da, und er geht weg. Und man findet ihn immer wieder, in verschiedenen Situationen. Ob es am Set ist, ob es beim Einkaufen ist, beim

Staubsaugen, mit dem Kind spielen, mit der Mutter beim Kochen.

Glauben Sie, dass der Junge sich später noch irgendwie im Libanon, in der libanesischen Kultur zu Hause fühlen wird, oder ist der dann ein ganz normaler deutscher Junge?

Ach, ich hoffe, dass ihm das egal ist.

Woran denken Sie, wenn Sie an den Libanon denken?

Ich denke an meine Kindheit, wie ich vor dem Fernseher saß, an arabische Theaterstücke, über die ich mich schlapp gelacht habe, auch an arabisches Essen, an Momente mit meinem Opa, wie wir auf der Straße sitzen und Blätter von den Zweigen rupfen.

Und woran denken Sie, wenn Sie an Deutschland denken?

An Schwimmbäder, an Breakdance. Ich denke aber auch an graue Wartezimmer, an die Ausländerbehörde, die Netze im Treppenhaus, die mir als Kind signalisiert haben, die Leute springen hier runter, wenn sie unglücklich sind. Und an die Schule, die Alfred-Nobel-Oberschule, deren Schulleiter meine Mutter fragt, ob wir illegal sind, weil ich ja keinen Pass habe.

Sie sind Tänzer, spielen Theater, Kino, haben im Fernsehen eine feste Rolle in der Serie „WaPo Berlin“. Wo wollen Sie hin? Wo sehen Sie sich?

Mein nächster Traum? Na ja, das ist auch irgendwie was, was mein Leben so mit sich gebracht hat. Dass man nie an ein Ende gelangt. Dadurch, dass ich immer wieder Sachen erbringen, dass ich unentwegt liefern musste, habe ich das Gefühl, dass ich ständig am Laufen bin. Man fühlt sich wie in einem niemals endenden Marathon. Es gibt immer noch etwas Höheres, das man erreichen kann irgendwie. Jetzt bin ich Deutscher. Schon geht es um was anderes. Jetzt bin ich Schauspieler. Dann geht es wieder um etwas anderes. Es geht immer weiter. Man ist ständig in Bewegung.

Bringen Sie von daher nicht auch mehr Energie mit in Ihre Arbeit als andere?

Na ja, manchmal bin ich auch müde vom Laufen, aber ich darf einfach nicht stehen bleiben.



© Bild: Philipp Trestach

**DENISENKO, GASRATOV,
GÜLBADAMOVA, CHERNYCHKO**
Weltklassik am Klavier -
Benefizkonzert für Ärzte ohne Grenzen in der Ukraine!

Berlin, Kammermusiksaal der Berliner
Philharmonie
Sonntag, den 20.03.2022 um 20:00 Uhr

Eintritt: Erwachsene: 37,22 €, Jugend (bis 18): 16,52 €
Reservierung: +49 151 125 855 27, info@weltklassik.de
www.weltklassik.de



WELTKLASSIK

ZUR PERSON

Hassan Akkouch wird 1988 in Kharayeb im Libanon geboren. 1990 kommt er mit seiner Familie als Bürgerkriegsflüchtling nach Deutschland. Er wächst in Neukölln auf. 2003 erfolgt die Abschiebung in den Libanon, die Familie kehrt jedoch nach Berlin zurück. Mit 12 Jahren beginnt Hassan zu tanzen, mit 16 wird er professioneller Breakdancer und Tanzlehrer. 2010 sind Hassan und seine fünf Geschwister Protagonisten des Dokumentarfilms „Neukölln Unlimited“.

Von 2012 bis 2015 studiert Hassan Akkouch Schauspiel an der Otto-Falckenberg-Schule in München. Nebenher spielt er Theater, u.a. an den Münchner Kammerspielen und am Maxim-Gorki-Theater in Berlin. Nach ersten kleinen TV-Rollen feiert er 2018 als Drogendealer in der Serie „4 Blocks“ seinen Durchbruch. Seit 2020 spielt er einen Kommissar in der ARD-Serie „WaPo Berlin“. Ab dem 24. März ist er in der Kinomödie „JGA: Jasmin. Gina. Anna“ von Alireza Golafshan zu sehen.